

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Bist du's denn wirklich? Wie kommst du hier in den Wald?“ Fragen und Fragen, doch dazwischen immer: „Ich habe dich wieder. Gott sei Dank und Lob!“

Und Hannas erstes Wort: „Wo ist mein Vater?“

Er konnte keine Antwort geben. Er wußte nur, daß Ernst August entsetzt und verstört ihm zugeschrien hatte, daß Hanna nirgendwo zu finden sei, daß die Gefahr vorläge, die Mordbrenner hätten sie mitgeschleppt. Sofort hatte er den Befehl zur Verfolgung gegeben, so aussichtslos sie bei der Dunkelheit und dem Unterschlupf, den die Wälder boten, auch war. Und nun hatte und hielt er sie. Abgerissen erzählte sie von den furchtbaren Stunden und Minuten, von Juschu Vaskowicz, von ihrer Flucht.

Beide wollten sie dem Krüppel danken, aber ob sie auch die Hütte und die nächste Umgebung durchsuchten, ob sie hierhin und dorthin riefen, Josef Vaskowicz war verschwunden, als hätte ihn die Erde verschluckt.

Unter sicherem Geleit, auf Berens Arm gestützt, kehrte Hanna von Grafnick in ihr Vaterhaus zurück. Sie mußte langsam gehen. Der Fuß, den sie vorhin leicht verstaucht hatte, tat ihr weh. Aber noch weher tat ihr das Herz, als sie sich dem Schlosse näherte. Noch immer loderten zu beiden Seiten die Flammen. Halb verkohlt, von feurigen Zungen umspielt, trachten Balken nieder. Winzern, Stöhnen, Geschrei kam vom Hofe. Die Dörfler, die den Angriff nicht mitgemacht, die so lange unsichtbar in ihren Häusern gesteckt hatten, waren jetzt plötzlich vollzählig erschienen, die Weiber voran. Sie starrten bald in die Flammen, bald auf die Dragoner, wehklagten über das Unglück, rauften sich das Haar, fragten stöhnend, wo sie nun Arbeit bekommen sollten, und drückten sich überall herum, wobei sie aufmerksam hierhin und dorthin schielten, ob es nicht vielleicht irgend etwas zum Stehlen gäbe.

Und während unten der Lärm und das Geschrei nicht aufhören wollten, umstanden droben Ernst August, Dehnte und die Diener den alten Baron.

Sie hatten ihn aufs Bett gelegt. Eine erste Untersuchung ergab, daß der furchtbare Hammerschlag, den der Schmied geführt, nur den Arm getroffen, mit dem Hans Albert instinktiv pariert hatte. Die Wucht des Hiebes war so groß gewesen, daß die Knochen, Speiche und Ellbogenbein, völlig zertrümmert waren. Zum Glück war es der linke Arm. Es war ausgeschlossen, daß er jemals wieder gebrauchsfähig werden würde. Aber wäre Hans Albert nicht im letzten Moment eine Linie zurückgewichen, hätte er den Schlag nicht mit dem Arm aufgefangen, so wäre er mit zertrümmertem Schädel liegen geblieben.

Er brauchte lange Zeit, ehe man ihn ins Leben zurück-

rufen konnte. Nach dem ersten Stöhnen, nach der Rückkehr des Bewußtseins, machten sich die Umstehenden auf ein heiliges Donnerwetter gefaßt. Dehnte zog bereits zitternd den Kopf ein. Aber nichts dergleichen erfolgte. Der Baron erkannte seinen Sohn, nickte ihm zu. Dann starrte er teilnahmslos vor sich hin, nur ab und zu schloß er die Augen fest, als ob er Schmerzen habe. Auch als Hanna weinend vor ihm niedersank, rührte er sich nicht. War es Versunkenheit? Gleichgültigkeit?

Der herbeigerufene Arzt kam. Verlegen rückte der Schulze an, um ein vorläufiges Protokoll aufzunehmen. Er mußte gehen. Die ganze Nacht lag Hans Albert mit offenen Augen und starrte auf einen Punkt.

Juschu Vaskowicz war leise immer tiefer in den Wald hineingehumpelt, als er Hanna geborgen wußte. Er hörte seinen Namen rufen, aber meldete sich nicht. Das stille Lächeln in den Augen, sah er vor sich hin. Als dann allmählich der Wald ruhiger ward, als die Stimmen sich entfernten und die Dragoner zurückgezogen wurden, kehrte er um und suchte die Hütte auf. Er legte sich auf das Mooslager und sah ins Dunkel.

Die Nacht brach an. Seltsam munter wurde der Wald. Gellen schrien. Der Feuerchein, der am Himmel gestanden, erbleichte. Noch immer lag der Krüppel regungslos. Plötzlich schüttelte es ihn. Ein jäher, krampfartiger Schmerz in der Brust ließ ihn aufstöhnen. Ihn fro; die Zähne klapperten ihm. Da erhob er sich mühsam und trat aus der niedrigen Tür. Noch einmal, mit langem Blick, sah er in den dunklen Raum. Dann schloß er die Pforte. Er wußte, daß er niemals hierher zurückkehren würde. Alles, was ihn hierhergezogen, was er hier im Traum und in Traumverfüllung durchlebt hatte, lag hinter ihm. Er hatte nichts mehr hier zu suchen. Er nahm alles mit. So schritt er der Schmiede zu. Die Gebäude waren niedergebrannt. Es knisterte noch und rauchte, aber nur kleine, milde Flämmchen zuckten noch unruhig wie in bangen Todesfurcht auf.

Als er sein Stübchen erreicht und Licht angezündet hatte, sah er sich um. Der Schein der Kerze irrte über den plumpen Holzkloß, der am Fenster stand, über den Holzkloß, aus dem sein Meisterstück werden sollte: Die heilige Jungfrau von Nasgora, die süße Gottesmutter auf dem Weidenbaum.

Und langsam schüttelte er den Kopf. Er begriff es nicht, als er all die Versuche sah, die er gemacht. Wie plump, wie hart, wie roh war das alles und mußte doch weich und lieblich und wunderschön sein! Er lächelte; morgen sollte alles anders werden. Und lächelnd suchte er sein Lager. Er schlief schnell und ohne Beschwerden ein.

Auf den grauen, nebligen Tag folgte ein klarer und sonniger. Um so grauenhafter war in dem hellen Lichte das Bild der Zerstörung, das sich den Blicken darbot. Schuttstätten, verkohlte Balken, gesawärzte, aufsteigende Trümmer — das war von den Ställen und Wirtschaftsgebäuden übrig. Auch im Schlosse sah es schlimm genug aus. Die Art hatte übel gewirtschaftet. Alles war zerstört und verwüstet.

Ernst August knirschte mit den Zähnen, als er den Schaden überschlug. Am liebsten hätte er aus Rache das ganze Dorf angezündet. Aber er war still, als er in das erste Zimmer seitwärts vom Flur kam. Die Fenster standen noch offen darin. Der Wind blies hinein und zertrümmerte an einem großen, weißen Tafen, das über zwei zusammengeschobenen Tischen ausgebreitet war. Er hob das Tafen auf. Drei Tote bedeckte es. Da lag, mitten durch die Stirn geschossen, Johann Kosalyn, der als erster durch das noch immer offene Fenster hatte einbringen wollen. Er hatte im Tode ein wildes, verbissenes Gesicht. Neben ihm lag ein Fernal — niemand wußte, wer ihn getroffen. Der dritte stillgewordene Mann, dessen Anblick den Offizier am meisten erschütterte, war Jan Hebba, der verrückte Schulmeister. Der mit wilder Wut und Wucht geführte Säbelhieb hatte den Schädel zertrümmert. Jan Hebba mußte sofort tot gewesen sein. Ein triumphierendes Siegeslächeln lag noch auf seinem Antlitz. Nun schlief der arme Narr den ewigen Schlaf.

Ernst August war blaß, als er das Tafen langsam zurückfallen ließ.

Den ganzen Tag nahmen die behördlichen Aufnahmen in Anspruch. Dann zogen Schlosser, Tischler, Glaser, Maurer in Rasgora ein. Den ganzen Tag wurde gepocht, gehämmert, gekalkt und gekittet. Das Vieh ward eingetrieben, die halbverhungerten Pferde, die sich beim Brande losgerissen hatten, wurden in der Umgebung gefangen. Aber manch wertvolles Stück fehlte.

Durch Versicherung war der größte Teil des Schadens gedeckt. Aber es konnte lange dauern, ehe die niedergebrannten Ställe wieder aufgebaut waren. Bis dahin wurde das Vieh, so gut es ging, bei den Bauern untergebracht. Die Dragoner zogen zum größten Teil wieder ab. Auch Versen mußte Abschied nehmen. Ernst August blieb mit ein paar Mann, die tapfer helfen mußten, in Rasgora zurück. Neben Peter Wroblewski sollte das Dorf noch einen berittenen Gendarmen erhalten.

Schon am Tage nach dem Aufruhr war das Gerücht verbreitet gewesen, daß der Graf Rutkowski hier seine Hand im Spiele gehabt habe. Es erhielt immer festere Form. Der Nachricht, daß er aus Muchocin verschwunden sei, folgte die andere, daß ein großer Teil der umwohnenden Obelleute, die jüngeren besonders, gleichfalls auf und davon seien. Nicht lange darauf wurden Exemplare des Aufrufs beschlagnahmt, der in der Provinz verbreitet werden sollte und vielleicht in vielen Tausenden schon verbreitet war. Auch Muchociner Leute, Bartel Rychood voran, waren bei dem Bersörungsweck gesehen worden.

Hanna von Grafnick hörte diese Gerüchte. Sie glaubte sie nicht, wollte sie nicht glauben. Sie hatte schon so genug mit sich zu tun. Es war ihr immer, als müsse sie Schutz suchen — vor wem, wußte sie selbst nicht. Sie war nur ruhig, wenn Versen bei ihr war. Und der hatte abziehen müssen. Ihr ganzes Wesen sehnte sich nach ihm. Der eine furchtbare Tag hatte ihr gezeigt, daß auch sie nur ein schwaches Weib war, das Schutz brauchte und begehrte.

Ein Erlebnis am Morgen nach dem Brande hatte sie noch hilfloser und erregter gemacht. Wie sie's gewöhnt war, hatte sie geklingelt. Dann hatte sie die Vorhänge zurückgestreift und sah in den Park. Da ging die Tür und schloß sich wieder, aber kein Gruß wurde hörbar. Verwundert drehte sie sich um. Doch in jähem Schreck drückte sie sich gegen das Fensterbrett. Kascha Kaczmarek stand vor ihr.

Sie hatte niemand anders erwartet, aber der Anblick erschreckte sie. Das Mädchen sah seltsam aus. Beinahe alt und erschöpft. Die Augen lagen in tiefen Ringen, das ganze Gesicht machte einen grauen, übernächtigen Eindruck. Sie hatte gewiß nicht geschlafen. Eine Strähne des wirr gewordenen Haares hing herunter und war ihr übers Ohr gefallen. Einen tückischen, schielenden Blick warf sie auf die Herrin. Die kleinen, tiefliegenden Augen wurden lebendig, die vollen Lippen waren zusammengekniffen. Ein verbissener Zug spielte darum.

Die Baronesz bezwang sich.

„Das Frisierzeug, Kascha!“

Keine Antwort, keine Bewegung. Das Mädchen rührte sich nicht von der Stelle.

„Gut dir der Schreck von gestern die Sprache geraubt, Wilblag? Unmöglich wär's nicht! Lieber tot, als so was noch einmal erleben!“

Ein kurzes, krampfhaftes Lachen. Immer mehr Leben kam in die Augen.

„Wär's nicht schön, Euer Gnaden? Hoi, früher, mein Leben hätte ich drum gelassen, so mit Zuschu allein — auf der Leiter hat er das Püppchen schon umfaßt, hat das Püppchen vor Wonne die Augen verdreht, glaube ich, glaube ich, mein Püppchen! Ich jedoch bekam einen Stoß vor die Brust; der tut mir noch im Himmel weh.“

Ihre Augen irrten scheu nach dem Fenster, als sollte der Krüppel dort auf der Leiter erscheinen. Dann blieben sie mit glühendem Ausdruck auf Hanna hasten.

„Kascha, was redest du da?“

Es war mehr Staunen und Entsetzen in dem Ton der Worte, als Empörung.

„Was ich rede, Euer Gnaden? Rede ich denn? Ich lache, hört nur, ich lache schon die ganze Nacht, und lache immer weiter! Hu! Wie schossen gestern die Flammen! Anders als im Ofen! Hussa, he, faßt an, Flämmchen, es prasselt, das Feuer ist frei geworden, Püppchen, und brennt alles nieder, mich und dich! Es brennt ohne Aufhören! Ich aber soll frisieren.“ Sie starrte die Baronesz an. Der war es unheimlich. Mit zitterndem Herzen, aber scheinbar ruhig und entschlossen, wollte sie achselzuckend an der Dienerin vorbeigehen. Kascha Kaczmarek jedoch vertrat ihr den Weg.

„Laß mich hinaus!“

Immer wilder flackerten die Augen des Mädchens.

„Laß mich hinaus!“ murmelte sie nachplappernd. „Wen soll ich denn hinauslassen? Euch, Euer Gnaden?“

Und plötzlich ausschreiend in Haß, Hohn, Wut: „Damit Ihr zu Zuschu Laszkowicz geht! Ei, Püppchen, was Ihr schlaue seid! Habt Ihr nicht gesagt, Ihr wollt mit ihm sprechen? Habt's getan, Euer Gnaden! Der Teufel mög's Euch segnen. Du, was habt Ihr Feines von mir gesprochen! Verheißt habt Ihr ihn; sein Herz habt Ihr gestohlen, daß er nur noch Euch sieht. Wer hat mit ihm gespielt, als er klein war? Ihr oder ich? Ich, ich, ich! Wer hat die Nächte gelegen und sich gesehnt nach ihm und ist ihm nachgelaufen wie ein Hund? Ihr oder ich? Ich, ich, ich! Und mich stößt er in Tod und Feuer. Hussa, wie die Flammen brennen! Euch aber rettet er; Euch trägt er auf seinen Armen; Euren Mund küßt er! Zum Krüppel habt Ihr ihn gefahren, zum Narren habt Ihr ihn gemacht! Um Eure Willen wird er sterben. Und was bleibt mir? Nicht ein Blick fürs ganze Leben, nicht ein Wort, nicht ein...“

Wie gelähmt hatte Hanna von Grafnick dagestanden. Das Blut schoß ihr zu Kopfe. Einen Augenblick redete sie sich wieder auf, in der alten Siederheit und Herrenruhe. Sie streckte den Arm aus: „Fort von hier!“

Aber wie ein wildes Tier warf sich Kascha Kaczmarek ihr entgegen. Die Lippen waren jetzt offen, die weißen Zähne, Kapenzähne, blinkten dazwischen.

Mit letzter Kraft verjagte die Baronesz der Schreienden einen Stoß gegen die Schulter, um an ihr vorüber zur Tür zu kommen.

„Stoß zu, Püppchen! Wie Zuschu Laszkowicz stoßen kannst du nicht! Gestern an der Leiter, weißt du noch?“

Wie Kaserei schien es über sie zu kommen.

„Gut, Zuschu Laszkowicz, küß dein Schätzchen! Paß auf, was ich mit deinem Schätzchen mache! Schrei' nur, Püppchen; wie weich dein Hals ist! Hat er den Hals geküßt, der Zuschu?“

In Todesangst rief Hanna von Grafnick um Hilfe. Denn in grenzenloser Wut war das Mädchen gegen sie angesprungen und wollte ihren Hals packen. Da gelang es ihr, noch im letzten Augenblick die Tür zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Munition und deutsche Wissenschaft.

Von Bernhard Frei.

Zu einem modernen Kriege sind nicht nur weit größere Geldmittel und größere Menschenmassen erforderlich als ehemals, sondern auch Munitionsmengen, von denen man sich in früheren Kriegen nichts hat träumen lassen. Nachdem England uns seit Kriegsbeginn die Zufuhr über See abgeschnitten hat, war es für uns eine Lebensfrage, ob wir die zur Fabrikation von Pulver nötigen Stoffe im Lande selbst gewinnen könnten.

Unser Pulver ist nicht mehr das alte Schwarzpulver, das aus Holzkohle, Schwefel und Salpeter bestand, viel Rauch gab und mit seinem Verbrennungsrückstande die Geschütze verschmierte. Vielmehr benutzen wir jetzt ein rauchloses Pulver von ganz anderer Zusammensetzung, das ohne Hinterlassung von Rückstand verbrennt. In ihrer Zusammensetzung sind sich das alte und das neue Pulver insofern ähnlich, als sich beide vom Salpeter ableiten. Nur enthalten die modernen Pulver (ebenso wie jeder Sprengstoff, z. B. das Dynamit) den Salpeter nicht mehr als zugemischten Bestand-

zell, sondern sie sind Verbindungen der Salpetersäure, von der der Salpeter ein Salz ist. Die Säure kann man aus dem Salz (Salpeter) gewinnen; sie hatte früher den Namen Scheidewasser, weil sie zur Scheidung von Gold und Silber benutzt werden kann. Nur das Silber wird von ihr aufgelöst und gibt den als Medikament bekannten „Höllenstein“, das Silberfals der Salpetersäure.

Da die Salpetersäure, wie gesagt, aus Salpeter gewonnen wird, ist man also zur Pulverherstellung nach wie vor auf den Salpeter angewiesen. Da aber liegt der Haase im Pfeffer. Salpeter kommt nur in Südamerika in größeren Mengen vor. Unter dem Namen Chilealpeter ist er den Landwirten als bester Düngemittel wohl bekannt. Die südamerikanischen Salpeterlager gehörten früher den drei Staaten Chile, Peru und Bolivien, aber Chile als der fruchtigste brachte schließlich das ganze Gebiet in seinen Besitz und führt jährlich für Millionen Salpeter aus.

Allein Deutschland gebrauchte in den letzten Friedensjahren 16 Millionen Zentner, von denen die Landwirtschaft etwa $\frac{1}{2}$ als Dünger benutzte, während der Rest auf Salpetersäure verarbeitet wurde.

Mit Kriegsbeginn schnitt uns England also jede Salpeterszufuhr ab, da es den Seeweg von Amerika her beherrschte. Der im Lande lagernde Salpeter wurde von der Heeresverwaltung beschlagnahmt, aber bei dem riesigen Munitionsverbrauch wäre man mit dem aus dem beschlagnahmten Salpeter hergestellten Pulver nicht weit gekommen. Es galt also Ersatz für den Chilealpeter zu schaffen, sonst hätten wir bei aller Tapferkeit unserer Soldaten und bei allmählicher Genie unserer Heerführer nach kurzer Zeit wegen Munitionsmangel die Waffen strecken müssen. Vielleicht hatten unsere Feinde so gerechnet. Aber da half uns die deutsche Wissenschaft und Industrie, indem sie uns die Möglichkeit gab, Salpetersäure auch auf einem ganz anderen Wege im Lande selbst herzustellen.

Die Salpetersäure ist eine Verbindung des Stickstoffes, jenes Gases, das $\frac{1}{4}$ der Luft ausmacht und also in unendlichen Mengen kostenlos zur Verfügung steht. Nur ein kleiner Haufen ist dabei. Der Stickstoff ist ein träger Geselle, ein Eigenbröbchen, der sich schwer entschließt, eine chemische Verbindung einzugehen. Wenn es erlaubt ist, chemische Verhältnisse durch menschliche Vergleiche zu erklären, könnte man den Stickstoff direkt einen verstockten Junggesellen nennen, der für sich vegetiert, obwohl er genug Gelegenheit hätte, eine solide Verbindung einzugehen. Sein Genosse in der Luft ist der Sauerstoff, mit dem er zahlreiche chemische Verbindungen, z. B. die Salpetersäure, bilden könnte, es aber von selbst nicht tut. Atmen wir Luft ein, so benutzen wir im Körper nur den Sauerstoff, der in viel größeren Mengen vorhandene Stickstoff wird ungenutzt wieder ausgeatmet.

Es gilt also, den Stickstoff der Luft aus seiner Trägheit auszureißen, für uns nutzbar zu machen, die Luft auch chemisch für uns zu erobern, wie sie durch Juppelin und unsere Flieger als Verkehrswege erobert worden ist. Ist der Stickstoff erst einmal in eine chemische Verbindung hineingezwungen, so ist er ein ganz vernünftiger, normaler Kerl, der sich weiter betätigt, ähnlich wie mancher Junggeselle, wenn er erst einmal eine dauernde Verbindung eingegangen ist.

Die Verbindungen, unter denen wir den trägen, eigenbröcklichen Stickstoff in den chemischen Kreislauf hineinzwingen können, haben deutsche Gelehrte einige Jahre vor dem Kriege herausgefunden: man muß dem Stickstoff heiß zusehen, dann zwingt man ihn. Wenn ein Blitz durch die Luft schlägt, bilden sich in kleinen Mengen Verbindungen von Stickstoff und Sauerstoff. Dem gingen die Gelehrten nach und fanden, daß die Menge des gebundenen Stickstoffes mit steigender Temperatur erheblich wächst. Es handelt sich also nur darum, ganz hohe Temperaturen über 3000° Celsius billig zu erzeugen, um Stickstoffverbindungen zu erhalten, aus denen man dann die gesuchte Salpetersäure ziemlich leicht herstellen kann. Man fand, daß sich in der Luftlicht die den elektrischen Lichtbogen direkt umgibt, erhebliche Mengen von Stickstoffverbindungen bilden, von denen man aber nichts merkt, da sie in der nächst kälteren Luftschicht wieder zerfallen. Saugt man aber die Luft unter schärferer Abkühlung schnell ab, so kann man die Stickstoffverbindungen vor dem Zerfall retten und sie in Salpetersäure überführen.

Damit war das Problem, aus Luft Salpetersäure herzustellen, gelöst, aber zunächst nur theoretisch. Es handelte sich nun darum, den Gedanken praktisch nutzbar zu machen. Dazu gehörte zweierlei: Erstens möglichst billige Herstellung größerer Lichtbogen; denn selbst bei Benutzung des von den größten Niederlandsentralen gelieferten Stromes kommt ein Kilo Salpetersäure unerschwinglich teuer. Zweitens mußte die praktischste Art gefunden werden, die Luft rasch durch den Flammenbogen hindurchzujagen.

Das zweite Problem war vor dem Kriege gelöst, aber der elektrische Strom war in Deutschland zu teuer, denn wirklich billig ließ sich der Strom nur mit Hilfe von mächtigen Wasserkraften erzeugen, wie wir sie nicht haben. Norwegen mit seinen steil zum Meere abfallenden Gebirgen und großen Niederschlagsmengen war das gelobte Land, in dem man mit Hilfe der Wasserfälle schon etwa 10 Jahre vor dem Kriege „Luftsalpeter“ in ziemlich großem Maßstabe herstellte. Unsere Wasserfälle und Wasserkraftreichen nicht aus, denn der größte Teil von Deutschland ist Niederung oder Mittelgebirge. Während des Krieges aber ging man daran, unsere Kohlenkäufe, auch die weniger wertvollen, besser auszunutzen. Und mit deren Hilfe können wir jetzt so billigen elektrischen Strom

herstellen, daß wir im Lande selbst Luftsalpeter-Anlagen in Betrieb setzen. Wie jagen die Luft durch viele Meter lange, künstliche Blitze und gewinnen dann mit Hilfe der so hergestellten Salpetersäure ein Pulver, von dessen Güte uns selbst die Engländer, wenn sie wollten, nach ihren „Erfolgen“ in der Stageraal-Schlacht, manches erzählen könnten.

Dies ist eines der zahlreichen Beispiele für die unschätzbare Bedeutung der deutschen Wissenschaft im Rahmen unserer Kriegsführung. (Benjert Berlin.)

Vermischtes.

* Ist der Sport der Frauenschönheit schädlich? Zu der bereits wiederholt erörterten Frage, ob der Sport der Frauenschönheit förderlich oder schädlich sei, ergreift jetzt Margarete von Stein in einem beachtenswerten kleinen Aufsatz in jüngsten Hefte der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Wochenschrift „Ueber Land und Meer“ das Wort, indem sie an einen Warnungsruf des englischen Schriftstellers Maxxiott Watson anknüpft. Dieser meint nämlich: „Durch den Sport verliert das Weib die weiblichen Tugenden und paßt sich immer mehr der männlichen Norm an. Die Muskeln verhärten sich und werden unschön; das moderne Mädchen schießt in die Höhe, wird groß und farblos.“ So weit geht nun Margarete von Stein freilich nicht, aber auch sie hält so viel für unannehmbar, daß der Sport, wie er in der Gegenwart von vielen, ja leider von den meisten Frauen gehandhabt werde, voll von Uebertreibungen und ohne die erforderliche Gegenpflege, ungünstig auf die Frauenschönheit wirke. Nur dann, so meint sie, kann der Sport der Schönheit der Frau Freund und Förderer sein, wenn er mit der nötigen Gegenpflege gepaart wird. Gegenpflege ist die Anwendung der Mittel, die die durch den Sport hervorgerufenen Schäden erfolgreich beseitigen. Besonders gefährdet durch den Sport erscheint Margarete von Stein die Schönheit des Haares, der Gesichtsfarbe, der Augen, die vor entstellender Abtötung zu bewahren sind, sowie schließlich die ganze Körperhaltung. Sie gibt eine Anzahl von Mitteln zur Abstellung der Mängel an, die an sich sicherlich gut und wirksam sind, aber das Bedenken gegen sich haben, daß die Frau, die dem Sport samt der empfohlenen Gegenpflege anwendet, einen unvernünftigen großen Teil ihrer Zeit dafür opfern müßte. Und wir wollen doch nicht, daß die Sportübung sich auf die müßigen Frauen, auf die „Damen“ beschränke, sondern daß sie in immer weitere Frauenkreise dringe, um so zur Erhaltung unseres Volkes beizutragen. Margarete von Stein meint, ein griechischer Künstler, der vor eine Sportfrau gestellt würde, würde sich von dem „tünnierten“ Frauentypus unbedrängt abwenden. Indes ist doch daran zu erinnern, daß bei den Spartanern die Frauen in ganz derselben Weise sportlich ausgebildet wurden, wie die Männer; die griechischen Künstler haben sich allerdings nicht an die Spartanischen Frauenmodelle gehalten, weil sie von dem ionischen Geschmack beherrscht wurden. Allein, man sieht jedenfalls, daß auch im Altertum der Geschmack über Frauenschönheit nicht ganz einheitlich war. Uebrigens würde der griechische Künstler sich auch von dem Frauentypus des Rubens unbedrängt abwenden, und es ist doch kein Zweifel, daß der vlämische Meister eine neue eigene Form der Frauenschönheit dargestellt hat. Wenn die modernen Künstler es vermocht haben, der Erscheinung des Korsettweibchens einen eigenen Schönheitstypus abzugewinnen, wie dies z. B. in Falguière's „Tänzerin“ und anderen Kunstwerken geschehen ist, so wird es ihnen wohl kaum schwer fallen, sich auch mit dem Typus der sportlich ausgebildeten Dame in fruchtbarer Weise abzufinden. Natürlich ist Uebertreibung hier wie überall vom Uebel. Meint man stehen seit unvorstelllicher Zeit unter dem Einflusse eines Ideals weiblicher „Stübenschönheit“ und die „Freiheitschönheit“ der Frau ist im wesentlichen eine neue geschichtliche Erscheinung, mit der wir und die Künstler uns erst abfinden müssen. Wer z. B. Gelegenheit gehabt hat, die Frau bei den Wintersportfesten zu beobachten, der wird sich der Wahrnehmung kaum haben entziehen können, daß hier eine neue Schönheit der Geschmeidigkeit, der Spannkraft, der freien Herrschaft über den Körper im Werden ist. Aber wir brauchen gar nicht einmal so weit zu gehen. Unter den Mädchen unserer Wandervögel gibt es gewiß viele, die ungepflegt und wild aussehen — es gibt bekanntlich leider Wandervögel und Wandervögel! — aber wie gut wird man bei ihnen auch wieder durch eine Frische, eine gesunde Kraft, eine freudige Natürlichkeit überrascht, die unwillkürlich große Reize hat und die auf eine gesunde Reentwicklung der weiblichen Schönheit hindeutet. Und schließlich ist noch dies zu bedenken, daß wir die heut herrschenden Vorstellungen über Frauenschönheit fast ganz den romanischen Rassen verdanken, besonders den Franzosen, deren Frauenideal weniger auf Schönheit als auf Hübschheit und Eleganz hinausläuft. Der moderne Sport aber ist ein Gewächs germanischer Boden, und es bleibt doch die Frage, ob sich nicht im Zusammenhange mit ihm ein neues, ein germanisches Ideal der Frauenschönheit ausbilden will.

* Die „Wunschnur“ des Lazarett's. Eine höchst originelle Einrichtung wurde neuerdings in einem englischen Lazarett getroffen. Man brachte nämlich an dem Portal des Lazarett's eine Uhr an, die jedem Vorübergehenden anzeigt, welche Art von Liebesgaben an dem betreffenden Tage besonders begehrt sind. Das große Zifferblatt trägt statt der Zahlen Aufschriften wie

„Zigaretten“, „Streichhölzer“, „Zucker“, „Nachtsicht“, „Seife“, „Briefpapier“ usw. Wenn an einem dieser Gegenstände besonderer Mangel herrscht, so wird der Zeiger auf die betreffende Bezeichnung eingestellt. Falls mehrere Sorten von Liebesgaben benötigt werden, können noch drei Hilfszeiger Verwendung finden. Die Einstellung dieser „Wunschzeiger“, die man auch von anderen Kaszetteen nachgeahmt wird, soll wesentlich dazu beitragen, daß die Soldaten ständig mit jener Art von Liebesgaben versorgt werden, die sie gerade am dringendsten benötigen.

* Französische Post-Vogel. Ein Ausländer, der sich gegenwärtig in Frankreich aufhält, so erzählt „L'Europe“, wollte im neuen Jahre seiner französischen Braut schreiben. Man machte ihn auf die Kompliziertheit der neu erlassenen Postkarte aufmerksam. „Diese Erhöhung“, erklärte er jedoch, „erscheint mir nur billig, da der französische Staat so viele Kriegsausgaben hat.“ Er begab sich also sorglos zum nächsten Postamt und fragte, wieviel jetzt ein Brief von Paris nach Saint-Germain koste. „15 Centimes“, wurde ihm erwidert. „Und eine Postkarte?“ „15 Centimes.“

Seltam, daß eine offene Karte ebenso viel kostet wie ein geschlossener Brief von 6-8 Seiten im Gewicht von 20 Gramm! „Es ist die neue Vorschrift“, erwiderte das Posträulein. „Ich beuge mich davor“, entgegnete der erleuchtete Ausländer, „wieviel kostet ein Brief an meinen Vater in Amerika?“ „10 Centimes.“ „10 Centimes? So kostet also eine offene Karte in Frankreich selbst ein Drittel mehr als ein geschlossener Brief von Frankreich nach Amerika, Australien oder Yokohama?“ „Es ist die neue Vorschrift“, erwiderte das Posträulein. Daraufhin entstand ein großer Krach, ein Schuhmann erschien, und der Ausländer erklärte in dessen Gegenwart, daß trotz aller französischen Schulleute ein Blödsinn ein Blödsinn bleibe. Und die umstehenden Pariser waren unpatriotisch genug, ihm recht zu geben.

* Der bescheidene Kosak. Als General Bruffloff, so erzählt die russische Monatschrift „Neva“, eine Abteilung Kosaken in der Ruhestellung besichtigte, ging er langsam die Front ab, blieb vor einem Mann stehen und fragte: „Welches ist das beste Pferd der Schwadron?“ „Der Strion!“ „Und warum?“ „Er ist im Schritt, im Trab und im Galopp gleich gut. Er ist ein guter Springer, hat keinen Fehler, hält den Kopf richtig und läßt sich nicht überholen.“ „Und wer ist der beste Reiter in der Schwadron?“ „Fedor Mikhietsch.“ „Warum?“ „Er ist fromm, ehrlich, folgsam, dem Jaren und dem Befehlshaber ergeben; er tut seine Pflicht wie kein Zweiter, er ist ernsthaft, lüchlich, hat den Mut eines Helden.“ „Und wer reitet das Pferd Strion?“ „Fedor Mikhietsch.“ „Wo ist dieser Mann?“ „Er steht vor Ihnen, Herr General.“ Der General ging weiter und soll in Zukunft darauf verzichten haben, sich bei den Mannschaften nach den besten Leuten zu erkundigen.

Büchertisch.

— Meister der Zeichnung: Herausgegeben von Prof. Dr. Hans B. Singer. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung, Leipzig. Band 2. Liebermann. In äußerst geschmackvoller Ausstattung, vollendeter Reproduktion und künstlerischer Auswahl bringt uns Baumgärtner's Verlag unsere anderen Zeichnen nabe. Der kurze und klare Text verdient besonderes Lob. In großen Strichen wird der Künstler vor uns hingestellt, die Zeichnungen müssen für sich sprechen. Bei Liebermann finden wir die Zeichnung zu hoher Selbständigkeit entwickelt; daran dürfte er besonders interessieren. Ist er ja auch unser erster und großer Moderner. Das Moderne ist kein Manierismus. Lassen wir das Moderne als Mittelglied einer langen Entwicklungsreihe auf, so wird es uns eher verständlich. Jede Zeit glaubte ja, modern zu sein. Jedentfalls steht das Moderne ganz so anders, als wo es der Laie sucht. Nämlich nicht in den Mitteln. Denn die Mittel, mit denen unsere Modernen arbeiten, sind gar nicht so unerböt modern. Schon Frans Hals und Rembrandt haben recht vieles gemalt. Man braucht also über Liebermanns Technik nicht zu erwidern. Und wer da glaubt, eine Zeichnung Liebermanns sei im Vergleich mit den Alten zu lüchlich, sehe zu wenig und sei nicht ausgeführt, der sehe einmal Zeichnungen von Michelangelo oder Rembrandt an, um sein Urteil schnell zu korrigieren. Und dennoch ist etwas in allen Zeichnungen Liebermanns, was absolut modern ist. Das ist die ganze Atmosphäre, die über der modernen bildenden Kunst liegt: Licht, Luft, Sonne. Die Kunst ist aus dem Atelier hinausgetreten ins Freie, in sonnenbeschlichte Dünen, auf einsamste Bergzäpfel. Licht und Luft werden genommen, wie sie sind, nicht durch die Wolkenstriche im Atelier zurechtgestutzt. Und die Menschen werden so gemalt und gezeichnet, wie wir sie in den Straßen, auf dem Markt, auf dem Felde treffen. Sie arbeiten, und als Arbeiter werden sie dargestellt. Man ist zu der großen Entdeckung gelangt, daß nicht das Modell künstlerisch ist, sondern die Ausführung. Darum ist es auch einem Manier, van Gogh, Cézanne letzten Endes einerlei gewesen, was er dargestellt hat, ob Köhlschäpe oder Banerndöse. Nur künstlerisch sollte es sein. Allgemein künstlerisch verständlich. Das meint auch der Herausgeber, wenn er sagt, „das Spezifische, Differenzierende fiel allmählich weg, es blieb allein das Kosale, das Wahre bestehen, das als solches überall auf der Erde in fast gleicher Weise anerkannt

werden mußte.“ So müssen wir bei Liebermann, wenn wir richtig verstehen wollen, nicht auf den Vorwurf achten, sondern auf seine Kenntnis der Natur, auf seine Beherrschung von Licht, Luft und Farbe. Der literarische Inhalt ist Nebensache; die Kunstbetrachtung fängt erst da an, wo wir über ihn hinwegsehen. Nicht arme Leute, Waisenhausmädchen, Bettler und Lumpen mußte Liebermann zeichnen, sondern mit ihnen Licht, Luft und Sonne einfangen. Ueberall in seinen Zeichnungen spielt daher das Licht eine große Rolle. Darum sind auch seine Zeichnungen keine bloßen Zeichnungen geblieben, sondern Gemälde geworden. Das Licht läßt die Farben lebendig werden. Wir glauben Farben zu sehen, wo nur Kohle und Kreide auf weißes Papier aufgetragen ist. Die Eroberung der sichtbaren Welt, das ist das Programm des Modernen. Wer sich damit befassen will, der studiere die großen Meister in ihren Zeichnungen, die uns der genannte Verlag in hervorragenden Fassungen bringt.

— Der Fürmer (Kriegsausgabe). Herausgeber: J. E. Frhr. v. Grotthuß. Vierteljährlich (6 Hefte) 5 Mk., Einzelheft 90 Pfg. Probeheft portofrei. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). — Aus dem Inhalte des ersten Februarheftes: Die ersten Früchte. Besondere und weniger besondere Betrachtungen. Von J. E. Frhrn. von Grotthuß. — Die Insel der Sehnsucht. Skizze von E. Toeche. — Der Einzelne. Zeitgemäße Betrachtung von Wilhelm Veltwänger. — Urlaub. Von Hans Georg Zellmann. — Die neuen Steuern. Von J. A. H. Engel. — Ein Brief an den Schubert-Franz. Von Max Jungnickel. — Werden wir uns mit Frankreich je verstehen? — Arbeiterwohnungsfrage in der Vergangenheit. Von Heinrich Wöhrling. — Der Wahrtjager Kasputin. — Bilder aus Rumänien. Von Mite Kremnitz. — Altindische Baukunst. Von R. St. — Opfernorgeln. Merleis Randbemerkungen zu Wilhelm Kienzls „Testament“. — Von Karl Stord. — Fürmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

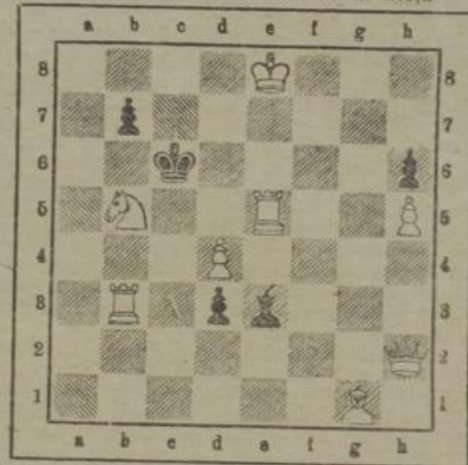
Verschiedene Kohlrübenrezepte.

Kohlrüben mit Grünkohl (wie Kohlrabi). Gelbe Kohlrüben werden geschält, in seine Scheiben geschnitten und in Salzwasser abgewässelt. Dann kocht man sie mit etwas Fett, Salz, Pfeffer und Würfelbrühe ziemlich weich. Unterdessen hat man Grünkohl vorbereitet, abgewässelt, gröblich gehackt und gibt ihn nun zu den Rüben, um alles zusammen garzukochen zu lassen. Nach Geschmack kann man dem Gemüse Zucker oder Zwiebel beifügen und es mit Mehl (nicht braunbrennen!) kämig machen.

Kohlrüben wie Mairüben. Die gepulhten, klein geschnittenen Rüben werden mit heißem Wasser gebrüht. Dann legt man sie mit kochendem Wasser, etwas Fett und Salz an und kocht sie weich; die Brühe muß ziemlich verkochen, wird zuletzt mit weißer Einbrenne von Milchpulver vertribrt und mit Pfeffer und Suppenwürze abgeschmeckt. Wer es liebt, fügt eine Prise Paprika daran (Aus „Dies Blatt gehört der Hausfrau“).

Schach-Aufgabe.

Von St. Zimmermann in Moskau.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Zahlenrätsels in voriger Nummer:

P
 a n n e
 p a u l i n e
 p e i n e
 z a n n e
 e